



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

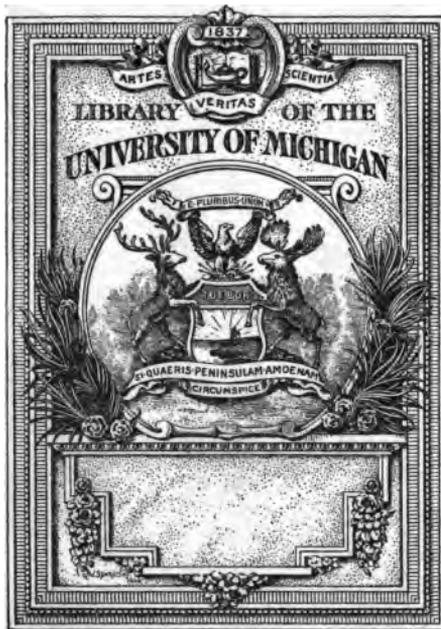
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

838

L64na0

S91

A 732,177



2004

Lessing's
Nathan der Weise.

17921

Ein Vortrag

von

David Friedrich Strauß.

Vierte Auflage.



Bonn,
Emil Strauß.
1896.

50

24naO

71

Die großen Kunstwerke sind für alle Zeiten geschaffen, und nur dasjenige Kunstwerk ist mit Fug ein großes zu nennen, das den Menschen aller Jahrhunderte faßlich und genießbar bleibt. Aber auch das größte Kunstwerk ist in einer gewissen Zeit und aus ihr heraus gearbeitet: darum wird es ganz und vollständig nur von dem verstanden werden können, der sich mit jener Zeit und ihren Verhältnissen näher bekannt gemacht hat. So wird der Don Quixote z. B. zu keiner Zeit auf einen reifen und gebildeten Menschen seine Wirkung verfehlen: aber worauf er ursprünglich gemünzt war und wie weit des genialen Dichters Geschloß noch über das nächste Ziel hinaus getroffen hat, wird nur demjenigen ganz deutlich werden, der den Verfall des Ritterthums und der Ritterpoesie um den Ausgang des Mittelalters zum Gegenstand seiner Studien gemacht hat. Ebenso wird der Sinn und die Bedeutung des Dichterwerks, von dem ich Sie heute unterhalten möchte, im Allgemeinen nicht zu verkennen sein, so lange zwischen Fanatismus und Toleranz, zwischen Bigotterie und Aufklärung der Streit dauern wird: aber um das Werk in allen seinen Theilen und Beziehungen zu verstehen, müssen wir uns in die Zeit und in die Verhältnisse seiner Entstehung, in die siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, in die Kämpfe zurückversetzen, zu denen Lessing durch die Herausgabe der sogenannten Wolfenbüttelschen Fragmente den Anlaß gegeben hatte.

Es waren dies, wie wir jetzt wissen, Abschnitte aus einem Werke, das der im Jahre 1768 verstorbene Hamburger Professor Hermann Samuel Reimarus handschriftlich hinterlassen hatte. Er nannte das Werk eine „Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes“; es war aber, wie Lessing sich ausdrückte, nichts Geringeres als ein Hauptsturm auf die christliche Religion, was

er darin unternahm. Er bestritt die göttliche Eingebung der heiligen Schrift, leugnete Weissagungen und Wunder, erkannte die Lehre Moses und der Propheten, Jesu und der Apostel nicht als Offenbarung an, ja erlaubte sich, die Lauterkeit ihres Charakters mehr als nur in Zweifel zu ziehen. Das Alles war nicht eben neu. Seitdem in der Reformation der Zweifel einmal erwacht war, hatte er allmählig immer weiter und tiefer gefressen. Auf die Socinianer waren die englischen Freidenker, auf diese die französischen Spötter gefolgt. Zu ihnen verhielt sich die Richtung von Reimarus beziehungsweise schon wieder als Reaction. Er führte Ernst und Würde in die Verhandlung zurück, schied streng zwischen Offenbarung und Vernunftreligion und hielt, indem er die erstere verwarf, nur um so eifriger an der letzteren und der mit ihr eng verflochtenen Sittenlehre fest. Aus dem hinterlassenen Werke von Reimarus nun, das ihm, bei aller Schroffheit und Einseitigkeit, doch der Gelehrsamkeit und Denkschärfe wegen, womit es geschrieben war, höchst beachtenswerth, und zugleich durch den Ernst und Wahrheitseifer, den es überall bekundete, höchst achtungswerth erschien, von dem er überdies keine Beschädigung, sondern nur eine Sichtung und Läuterung des Christenthums erwartete, — aus diesem Werke ließ nun, wie gesagt, Lessing seit dem Jahre 1774 einzelne Abschnitte drucken. Den Verfasser durfte er aus Rücksicht auf dessen Hinterbliebene, denen er wahrscheinlich die Mittheilung des Manuscripts verdankte, nicht nennen: so gab er vor, dasselbe ohne den Namen eines Verfassers auf der Wolfenbüttelschen Bibliothek, der er vorstand, gefunden zu haben. Die einzelnen Stücke begleitete er dann mit Vor- und Nachworten, die sie in das rechte Licht stellen, den Anstoß, den sie erregen mußten, mildern sollten. Er deutete an, was sich zum Schutze der Bibel gegen die Einwürfe seines Ungenannten allenfalls sagen ließ; doch selbst im schlimmsten Falle, meinte er, wenn sich nichts Begründetes mehr dagegen sagen ließe, wäre man noch lange nicht genöthigt, dem Ungenannten zuzugeben, was er zum Nachtheil der christlichen Religion daraus folgerte. J. B. wenn der Ungenannte behauptete, die Auferstehung Jesu sei auch darum nicht zu glauben, weil die Nachrichten der Evangelisten davon sich widersprechen: so hielt es Lessing zwar für vergebliche Mühe, mit der orthodoxen Theologie

diese Widersprüche zu leugnen; aber er sagte: die Auferstehung Jesu kann ihre gute Richtigkeit haben, ob sich schon die Nachrichten der Evangelisten davon widersprechen. Ein Satz, hinter dem man sich freilich in Lessing's Sinne sogleich den andern denken muß, daß es mit dem Christenthum, d. h. mit demjenigen, was ihm als der religiöse Kern des Christenthums erschien, gleichfalls seine gute Richtigkeit haben könnte, wenn sich auch die Auferstehung Jesu geschichtlich nicht erweisen lassen sollte. Denn zufällige Geschichtswahrheiten, meinte er, können ja doch nie der Beweis von nothwendigen Vernunftwahrheiten werden.

In diesen Verhandlungen stellte Lessing jene großen Sätze auf, an denen die protestantische Theologie bis auf diesen Tag gezehrt hat, ohne sie bis auf diesen Tag verdaut zu haben:

Der Buchstabe ist nicht der Geist und die Bibel ist nicht die Religion. Folglich sind Einwürfe gegen den Buchstaben und gegen die Bibel nicht eben auch Einwürfe gegen den Geist und die Religion. — Die Religion ist nicht wahr, weil die Evangelisten und Apostel sie lehrten; sondern sie lehrten sie, weil sie wahr ist. Aus ihrer inneren Wahrheit müssen die schriftlichen Ueberlieferungen erklärt werden, und alle schriftlichen Ueberlieferungen können ihr keine innere Wahrheit geben, wenn sie keine hat.

Diese Sätze, die noch heute Vielen ein Aergerniß sind, waren damals den Meisten geradezu unverständlich. Man begriff nicht, wie einer die Bibel preisgeben und damit doch der christlichen Religion nichts zu vergeben behaupten konnte. Die Theologen machten Lessing, der höchstens die halbe vertreten wollte, für die ganze Meinung seines Ungenannten verantwortlich. Im Herzen sei er mit diesem einverstanden, ja er habe vielleicht die demselben beigelegten Fragmente selbst geschrieben, und wolle es nur nicht Wort haben, um der Verantwortung zu entgehen. In dieser Art schlug besonders Melchior Göße, der Hauptpastor in Hamburg, in Zeitungen und Streitschriften gegen Lessing als Herausgeber der Fragmente Lärm und rief auch die weltliche Obrigkeit gegen das Treiben eines Mannes auf, der mit dem Christenthum zugleich die Grundlagen der bürgerlichen Ordnung untergrabe. Er predigte keinen tauben Ohren: im Sommer 1778 belegte das Braunschweigische Ministerium, in

dessen Bereiche Lessing als Bibliothekar zu Wolfenbüttel lebte, sowohl die Fragmente als seine Streitschriften gegen Göze mit Beschlagnahme und verbot ihm, ohne höhere Genehmigung etwas Weiteres in der Sache, sei es in oder außerhalb Landes, drucken zu lassen. Da Lessing an dieses Verbot sich nicht kehrte, sondern seine ferneren Schriften in der Angelegenheit nun eben auswärts drucken ließ, so hatte er sich auf Alles, zunächst auf den Verlust seiner Stelle als Bibliothekar, gefaßt zu machen.

Unter diesen Umständen war es, daß Lessing den 11. August 1778 an seinen Bruder schrieb: „Noch weiß ich nicht, was für einen Ausgang mein Handel nehmen wird. Aber ich möchte gern auf einen jeden gefaßt sein. Du weißt wohl, daß man das nicht besser ist, als wenn man Geld hat, so viel man braucht; und da habe ich diese vergangene Nacht einen närrischen Einfall gehabt. Ich habe vor vielen Jahren einmal ein Schauspiel entworfen, dessen Inhalt eine Art von Analogie mit meinen gegenwärtigen Streitigkeiten hat, die ich mir damals wohl nicht träumen ließ. Wenn Du und Moses (Mendelssohn) es für gut finden, so will ich das Ding auf Subscription drucken lassen. . . Ich möchte zwar nicht, daß der eigentliche Inhalt meines anzukündigenden Stückes allzufrüh bekannt würde; aber doch, wenn ihr, Du oder Moses, ihn wissen wollt, so schlägt das Decamerone des Boccaccio auf: Giornata I., Melchisedech Giudeo. Ich glaube eine sehr interessante Episode dazu erfunden zu haben, daß sich Alles sehr gut soll lesen lassen, und ich gewiß den Theologen einen ärgeren Pöffen damit spielen will, als noch mit zehn Fragmenten.“ Auch seiner Freundin Elise Reimarus, der hinterlassenen Tochter des Verfassers der Fragmente, gab Lessing von seinem Plane Nachricht, mit dem Beisatz: „Ich muß versuchen, ob man mich auf meiner alten Kanzel, dem Theater, noch ungestört will predigen lassen.“ Um geschwind fertig zu werden, schrieb er dem Bruder, mache er den Nathan in Versen; denn seine Prosa habe ihn immer mehr Zeit gekostet als Verse. Ja, werde der Bruder sagen, als solche Verse! „Mit Erlaubniß,“ verwahrt sich Lessing, „ich dünkte, sie wären viel schlechter, wenn sie viel besser wären.“ Es waren reimlose fünffüßige Jamben nach englischem Muster; Lessing war nicht der erste, der sie ins deutsche Drama einführte, unter Anderem war ihm namentlich

Klopstock darin vorangegangen; aber erst Lessing wußte sie so zu bilden und zu verwenden, daß dadurch Goethe und Schiller zur Nachfolge gereizt und so der Jambus zum dramatischen Vers auch für Deutschland wurde.

Schlugen nun die Freunde im Decameron die Stelle nach, auf welche sie Lessing verwiesen hatte, so fanden sie unter dem ersten der zehn Tage, worein die Erzählungen dieses Novellenfranzöses vertheilt sind, an der dritten Stelle, als Beispiel, wie den weisen Mann seine Klugheit aus großer Gefahr erretten könne, folgende Geschichte erzählt (Boccaccio's Decameron, übersetzt von R. Witte, I, S. 50—53):

„Saladin, dessen Tapferkeit so groß war, daß sie ihn nicht nur von einem geringen Manne zum Sultan von Babylon erhob, sondern ihm auch vielfache Siege über sarazenische und christliche Fürsten gewährte, hatte in zahlreichen Kriegen und in großartigem Aufwand seinen ganzen Schatz geleert, und wußte nun, wo neue und unerwartete Bedürfnisse wieder eine große Geldsumme erheischten, nicht, wo er sie so schnell, als er ihrer bedurfte, hernehmen sollte. Da erinnerte er sich eines reichen Juden, Namens Melchisedek, der in Alexandrien auf Wucher lieb und nach Saladin's Dafürhalten wohl im Stande gewesen wäre, ihm zu dienen, aber so geizig war, daß er von freien Stücken es nie gethan haben würde. Gewalt wollte Saladin nicht brauchen; aber das Bedürfniß war dringend, und es stand bei ihm fest, auf eine oder die andere Art müsse der Jude ihm helfen. So sann er denn nur auf einen Vorwand, ihn zwingen zu können.

„Endlich ließ er ihn rufen, empfing ihn auf das Freundlichste, hieß ihn neben sich sitzen und begann alsdann: „„Mein Freund, ich habe schon von Vielen gehört, du seiest weise und habest besonders in göttlichen Dingen viele Einsicht; nun erzähle ich gern von dir, welches unter den drei Gesezen du für das wahre hältst, das jüdische, das sarazenische oder das christliche.““ Der Jude war in der That ein weiser Mann und erkannte wohl, daß Saladin ihm solcherlei Fragen nur vorlegte, um ihn in seinen Worten zu fangen; auch sah er, daß, welches von diesen Gesezen er vor den andern loben möchte, Saladin immer seinen Zweck erreichte. So bot er denn in der Geschwindigkeit seinen

ganzen Scharfsinn auf, um eine unverfängliche Antwort, wie sie hier Noth that, zu finden, und sagte dann, als ihm plötzlich einfallen war, wie er sprechen sollte:

„Mein Gebieter, die Frage, die ihr mir vorlegt, ist schön und tiefsinnig; soll ich aber meine Meinung darauf sagen, so muß ich euch eine kleine Geschichte erzählen, die ihr sogleich vernehmen sollt. Ich erinnere mich, oftmals gehört zu haben, daß vor Zeiten ein reicher und vornehmer Mann lebte, der vor allen anderen auserlesenen Juwelen, die er in seinem Schatze verwahrte, einen wunderschönen und kostbaren Ring werth hielt. Um diesen seinem Werthe und seiner Kostbarkeit nach zu ehren, ordnete er an, daß derjenige unter seinen Söhnen, der den Ring, als vom Vater ihm übergeben, würde vorzeigen können, für seinen Erben gelten und von allen andern als der vornehmste geehrt werden sollte. Der erste Empfänger traf unter seinen Kindern ähnliche Verfügungen und verfuhr dabei wie sein Vorfahr. Kurz, der Ring ging von Hand zu Hand auf viele Nachkommen über. Endlich aber kam er in den Besitz eines Mannes, der drei Söhne hatte, die sämmtlich schön, tugendhaft und ihrem Vater unbedingt gehorsam, daher auch gleich zärtlich von ihm geliebt waren. Die Jünglinge kannten das Herkommen in Betreff des Ringes, und da ein jeder der Geehrteste unter den Seinigen zu werden wünschte, baten alle drei den Vater, der schon alt war, einzeln auf das Inständigste um das Geschenk des Ringes. Der gute Mann liebte sie alle gleichmäßig und wußte selber keine Wahl unter ihnen zu treffen; so versprach er denn den Ring einem jeden und dachte auf ein Mittel alle zu befriedigen. Zu dem Ende ließ er heimlich von einem geschickten Meister zwei andere Ringe verfertigen, die dem ersten so ähnlich waren, daß er selbst, der doch den Auftrag gegeben, den rechten kaum zu erkennen wußte. Als er auf dem Todbette lag, gab er heimlich jedem der Söhne einen von den Ringen. Nach des Vaters Tode nahm ein jeder Erbschaft und Vorrang für sich in Anspruch, und da einer dem andern das Recht dazu bestritt, zeigte der eine wie der andere den Ring, den er erhalten hatte, vor. Da sich nun ergab, daß die Ringe einander so ähnlich waren, daß Niemand, welcher der echte sei, erkennen konnte, blieb die Frage, welcher von ihnen des Vaters wahrer Erbe sei, unentschieden, und bleibt es heute noch.

„So sage ich euch denn, mein Gebieter, auch von den drei Gesetzen, die Gott der Vater den drei Völkern gegeben und über die ihr mich befraget. Jedes der Völker glaubt seine Erbschaft, sein wahres Gesetz und seine Gebote zu haben, damit es sie befolge. Wer es aber wirklich hat, darüber ist, wie über die Ringe, die Frage noch unentschieden.“

„Als Saladin erkannte, wie geschickt der Jude den Schlingen entgangen sei, die er ihm in den Weg gelegt hatte, entschloß er sich, ihm geradezu sein Bedürfniß zu gestehen. Dabei verschwieg er ihm nicht, was er zu thun gedacht habe, wenn jener ihm nicht mit so viel Geistesgegenwart geantwortet hätte. Der Jude diente Saladin mit Allem, was dieser von ihm verlangte, und Saladin erstattete jenem nicht nur das Darlehn vollkommen, sondern überhäufte ihn noch mit Geschenken, gab ihm Ansehen und Ehre in seiner Nähe und behandelte ihn immerdar als seinen Freund.“

Wie aus dieser Erzählung Lessing ein auf seinen Streit mit Göze bezügliches Schauspiel machen wollte, wußten seine Freunde sich nicht sogleich recht vorzustellen. Auch dem Bruder mußte er berichtend schreiben, er habe sich eine ganz unrechte Idee davon gemacht. Es werde nichts weniger als ein satyrisches Stück; im Gegentheil so rührend, als er nur immer eins gemacht habe, und Moses habe ganz recht geurtheilt, daß Spott und Lachen sich zu dem Tone nicht schicken würde, den er in seinem letzten Blatte gegen Göze angestimmt habe. „Mein Stück, schreibt er demselben etwas später, hat mit unseren jetzigen Schwarzröcken nichts zu thun; und ich will ihm den Weg nicht selbst verhauen, endlich doch einmal aufs Theater zu kommen, und wenn es auch erst nach hundert Jahren wäre. Die Theologen aller geoffenbarten Religionen werden freilich innerlich darauf schimpfen; doch dawider öffentlich sich zu erklären, werden sie wohl bleiben lassen.“

Ein Entwurf des Stücks in Prosa von Lessing's Hand hat sich erhalten; darauf ist bemerkt, daß er am 14. November (1778) den ersten Aufzug zu versifiziren angefangen habe. Am 1. Dezember schickte er dann bereits den Anfang des Manuscripts an den Bruder, und am 19. März des folgenden Jahres kündigte er die letzte Manuscriptsendung an, so daß um die Mitte des

Mai das fertige Werk an die Subskribenten versandt werden konnte. In wenig mehr als vier Monaten also hatte Lessing seinen Nathan aus dem sehr summarischen Entwurf heraus in seine gegenwärtige Gestalt gebracht, und zwar, wie wir aus seinen Briefen ersehen, unter Kummer, Verdruß und quälenden Sorgen jeder Art.

Zu Anfang des Jahres, wenige Monate ehe er die Arbeit am Nathan aufnahm, war ihm seine Frau gestorben, mit der er nach vieljährigem Kampfe gegen Verhältnisse, die ihrer Verbindung im Wege standen, nur ein Jahr in der glücklichsten Ehe hatte leben dürfen. Die Vereinsamung in dem öden Wolfenbüttel, eine bereits schwankende Gesundheit, dazu Geldnoth, denn die Frau hatte ihm mehrere Stieffinder bei sehr verwickelten Vermögensumständen hinterlassen, gaben ihm eine trübe, mitunter bittere Stimmung. „Ich bin mir,“ schrieb er im August an die Hamburgische Freundin, „ich bin mir ganz allein überlassen. Ich habe keinen einzigen Freund, dem ich mich ganz anvertrauen könnte. Ich werde täglich von tausend Verdrießlichkeiten bestürmt. Ich muß ein einziges Jahr, das ich mit einer vernünftigen Frau gelebt habe, theuer bezahlen. . . . Wie oft möchte ich es verwünschen, daß ich auch einmal so glücklich habe sein wollen als andere Menschen.“ Besonders die Geldnoth bedrängte ihn hart. Die Subskribentensammlung für sein Stück mit dem Eifer des Geschäftsmannes zu betreiben, war seine Sache nicht. „Meine Ankündigung des Nathan,“ schreibt er im Oktober dem Bruder, „habe ich nirgends hingeschickt als nach Hamburg. Ich besorge schon, daß auch auf diesem Wege, auf welchem schon so Viele etwas gemacht haben, ich nichts machen werde, wenn nicht meine Freunde thätiger sind, als ich selbst. Aber wenn sie es auch sind, so ist vielleicht das Pferd verhungert, ehe der Hafer reif geworden.“ Ebenfalls wurde das Geld für den Nathan erst zur Ostermesse flüssig: um bis dahin auszukommen, mußte Lessing Geld zu entlehnen trachten, und ein ihm von Hamburg her befreundeter Jude, Moses Wessely, streckte ihm dreihundert Thaler vor. Wenn nun aber die Subscription nicht soviel ertrug? „Als dann käme ich gut an,“ äußerte er gegen den Bruder, „denn ich habe an M. Wessely einen Wechsel darüber auf vier Monate ausgestellt, der mir sodann auf den Hals käme, ohne daß ich die ge-

ringste Anstalt desfalls gemacht hätte. Du glaubst nicht, wie mich das bekümmert, und es wäre ein Wunder, wenn man es meiner Arbeit nicht anmerkte, unter welcher Unruhe ich sie zusammenschreibe.“

Zuletzt kam auch noch ein literarischer Aerger hinzu, der dem Dichter beinahe die Stimmung zur Vollendung des Nathan benommen hätte. Unter den Theologen, die sich gegen die Wolfenbüttelschen Fragmente und deren Herausgeber und Anwalt Lessing erhoben, war auch ein Mann, von dem dies Wunder nehmen konnte, sofern er durch freimüthige theologische Kritik bekannt und bei den Altgläubigen selbst im schwarzen Register war, der Halle'sche Professor Johann Salomo Semler. Aber Semler war, bei aller Gelehrsamkeit und freien Denkart, doch in Vergleichung mit Lessing ein beschränkter und unklarer Kopf, dem das Verfahren des Ungenannten zu radikal, Lessing's Zugaben zu hoch waren, und so schrieb er eine Beantwortung der Fragmente, insbesondere des Fragments vom Zwecke Jesu und seiner Jünger, die fast um dieselbe Zeit wie Lessing's Nathan gleichfalls auf Subskription, angekündigt wurde. Dieser Schrift fügte er einen Anhang bei: Vom Zwecke Herrn Lessing's und seines Ungenannten. Bekanntlich hatte sich Lessing zum Schutze seiner Herausgabe der Fragmente des Ausdrucks bedient, dem Feuer müsse Luft gemacht werden, wenn es gelöscht werden solle. Dieses Lessing'sche Wort ad absurdum zu führen, dichtet nun Semler mit wenig Geschick eine Scene, die er nach London verlegt, wo ein Brandstifter sich mit jenem Grunde entschuldigt, dafür aber vom Lordmayor ins Tollhaus geschickt wird. Dieses „Geschmiere des Schubjack Semler,“ wie sich Lessing in einem Briefe an Elise ausdrückte, bekam er eben zu Gesichte, als er noch den ganzen fünften Akt am Nathan zu machen hatte, und ward „über die impertinente Professorgans“ so erbittert, daß bald das Stück darüber liegen geblieben wäre. Es kam gleichwohl glücklich zu Stande, dagegen blieb das Sendschreiben aus dem Tollhause, womit Lessing dem Professor hatte einheizen wollen, kaum angefangen liegen.

Treten wir nach diesen Vorbemerkungen an die Dichtung selbst heran, der unsere Betrachtung gewidmet ist, so war also die aus Boccaccio genomene Erzählung der Kern, an welchen

alles Uebrige sich erst angeschlossen. Er glaube eine interessante Episode dazu erfunden zu haben, hatte sich Lessing gegen den Bruder ausgedrückt. Es war wohl noch etwas mehr als eine bloße Episode, was er von dem Seinigen hinzuthun mußte: ungefähr ebenso viel, als Shakspeare dazugeben hatte, wenn aus der Geschichte mit den drei Kästchen im Kaufmann von Venedig ein Schauspiel werden sollte. Die Erzählung von den drei Ringen ist eine Parabel, gehört also der episch-didaktischen Dichtung an; und auch daß sie von einem reichen Juden in der Absicht vorgetragen wird, einer von dem Sultan seinem Gelde gestellten Falle zu entgehen, begründet keine Verwicklung, die für ein ernstes Drama ausreichend wäre. Sollte der Jude den tieferen Antheil, den der Held eines Schauspiels verlangt, in Anspruch nehmen, so durfte er kein bloßer, wenn auch noch so kluger, Geldjude bleiben, der die Geschichte mit den Ringen, die er, wer weiß woher, aufgefunden, nur als Mittel benützte, sich aus der Klemme zu helfen; der Jude und seine Erzählung durften sich nicht äußerlich bleiben, sondern mit der Ringfabel mußte der Erzähler derselben sein eigenes Pathos, das ihm mehr noch als sein Mammon am Herzen lag, aussprechen.

Doch zwischen zwei Personen, und mehr haben wir ihrer bis jetzt nicht, ist wohl ein Dialog, eine eigentliche und volle dramatische Handlung aber so wenig möglich, als zwei Flächen schon einen Körper machen. Der Dichter mußte also, ehe er weiter ging, die Personenzahl vermehren. Vor Allem gab er dem Juden eine, wenn auch nur angenommene, Tochter. An ihr kann dieser die Gefinnung, die er in seiner Erzählung aussprach, bewahren, kann sie zu seiner aufgeklärten, rein humanen Religion erziehen; aus der Sphäre des bloßen Gedankens steigt so der Mann auf den Boden der Wirklichkeit herunter, in diesem Verhältnis erst gewinnt er wahrhaft Fleisch und Blut. Entsprechend wird auch dem Sultan ein weibliches Wesen an die Seite gestellt, das, um innerhalb des muhamedanischen Lebenskreises ein reines und edles Verhältnis zu erzielen, als seine Schwester bestimmt wird.

Doch wie? Bei der Erzählung von den drei Ringen sind sämmtliche drei Religionen betheilig, aber nur durch zwei wirklich redende und handelnde Personen vertreten: wo bleibt neben dem



Sultan und dem Juden der Christ? Zeit und Ort machten keine Schwierigkeit: die Zeit Saladin's, der Kreuzzüge führte ja auf den Schauplatz der Handlung die Bekenner aller drei Religionen, aus dem christlichen Abendlande besonders Ritter und Krieger aller Art, zusammen. Lessing wählte einen Ritter aus dem für die Kreuzzüge wichtigsten Orden der Templer; doch er hätte den Anlaß, den er gehabt hatte, den alten dramatischen Plan jetzt wieder hervorzu suchen, den Streit mit dem Hamburgischen Hauptpastor, vergessen haben müssen, wenn er als Vertreter der Christenheit dem Ritter nicht einen geistlichen Würdenträger, den Patriarchen, zur Seite gestellt hätte. Gab er diesem noch einen dienenden Bruder, der Tochter des Juden eine Duenna und dem geldbedürftigen Sultan einen Finanzmann bei, so war das Personal zu einem vollständigen Schauspiel beisammen.

Wie sollten nun aber diese Personen gegen einander in Bewegung gebracht, in Handlung gesetzt werden? In der Erzählung des Boccaccio war das Motiv der Handlung, d. h. der Grund, warum der Sultan den Juden nach der wahren Religion fragt und warum der Jude durch die Geschichte von den Ringen antwortet, der Wunsch des ersteren, Geld zu bekommen, und die Abgeneigtheit des letzteren, welches herzugeben: das in dieser Geschichte liegende religiöse Motiv ist hier, wie gesagt, lediglich als Mittel verwendet. Für Lessing nun aber war gerade dieses letztere Motiv, die Vergleichung der drei Religionen, das, was ihn an der Erzählung des Boccaccio angezogen hatte. Sie erinnerte ihn an eine Stelle im Cardanus, wo dieser die vier Religionen, nämlich außer den drei genannten auch noch die heidnische (in damaliger Weise als Eine gedacht), nacheinander jede für sich und gegen einander plaidiren läßt; eine Stelle, deren sich Lessing in jungen Jahren in einer seiner bekannten „Rettungen“ gegen ungerechte Verkehrung angenommen hatte. Demnach mußte sich bei ihm die Handlung, umgekehrt als bei Boccaccio, schon von vorne herein um den Religionspunkt drehen und die Geldangelegenheit nur als Mittel verwendet werden, um die Anfrage des Sultans an den Juden und dessen Antwort durch die Erzählung von den drei Ringen herbeizuführen.

So gestaltete sich die Fabel, wie sie in dem Lessing'schen Drama theils vorausgesetzt, theils uns in Handlung vorgeführt

wird, folgendermaßen. Ein Bruder Saladin's, Affad mit Namen, ein ritterlicher Jüngling und von Bruder und Schwester zärtlich geliebt, aber auch bei hübschen Christendamen wohl aufgenommen, so daß einmal von einem sehr ernsthaften Verhältniß der Art die Rede ging — dieser war eines Tages von einem Ausritt nicht mehr heimgekommen, und von den Seinigen, obwohl in Saladin auch andere Vermuthungen aufstiegen, als verunglückt betrauert worden. Des Bruders Muthmaßungen waren nur allzugegründet: denn kurz, Affad war einer Christin zuliebe, die er im gelobten Lande kennen gelernt hatte, selbst Christ geworden und mit ihr als ihr Gemahl nach Deutschland gegangen, wo sie ihm einen Sohn gebar. Die Schöne war eine Stauffin, der Gemahl nahm, wie es scheint, von einem der Familie seiner Frau gehörigen Schloß den Namen Wolf von Filneck an. (Dem Schwaben muß bei diesem Namen das den Stauffischen Stammsitzen nahe gelegene Schloßchen Filsee, auf dem linken Ufer der Fils, unterhalb Göppingen, einfallen; ob auch der Dichter daran gedacht hat oder der ähnliche Klang nur Zufall ist, mag unentschieden bleiben.) Als nach wenigen Jahren der neue Ritter, vom nordischen Klima vertrieben, mit seiner jungen Frau in das Morgenland zurückkehrte, ließen sie den Knaben dem Mutterbruder, Konrad von Stauffen, einem Tempelherrn, zur Erziehung zurück. Bald darauf starb die Frau, nachdem sie im Morgenlande noch eines Töchterchens genesen war, das der Vater, da er sich mit andern Rittern in die Festung Gaza werfen mußte, durch seinen Reitknecht einem Juden zu Jerusalem, den er sich durch mehrmalige Rettung seines Lebens verpflichtet hatte, zur einseitigen Pflege übergeben ließ. Als kurz hernach der Ritter bei Askalon gefallen war, blieb das Töchterchen dem Juden, dem weisen Nathan unseres Stückes.

Es war eine furchtbare Prüfung, die eben dazumal, als ihm das fremde Kind überbracht wurde, über Nathan ergangen war. In einer Judenverfolgung von Seiten fanatischer Christen war seine Frau mit sieben hoffnungsvollen Söhnen, seinen sämmtlichen Kindern, im angezündeten Hause seines Bruders, zu dem er sie geflüchtet hatte, verbrannt. Drei Tage und Nächte hatte Nathan in Staub und Asche in verzweiflungsvollem Ringen vor Gott gelegen, hatte bald den Christen unverföhnlichen Haß geschworen,

halb der sanfteren Stimme der Vernunft Gehör gegeben : als ihm das Kind gebracht und von ihm als göttlicher Wink zu einem neuen Leben der Vergebung und Liebe empfangen wurde. Die siebenfache Zärtlichkeit, die er für die eigenen Kinder gehegt hatte, übertrug jetzt Nathan, vergeistigt überdies und geläutert, auf das Eine fremde Mädchen, dessen Erziehung er sich bald zur heiligsten Lebensaufgabe machte. Nathan war Jude, aber er war innerhalb des Judenthums über das Judenthum hinausgewachsen, hatte die Höhe des Standpunktes erreicht, auf welchem als das Wesentliche der Religion nur das Humane, Vernünftige, Sittliche erscheint, das Dogmatische, die Wunder und Geheimnisse, als Hüllen erkannt werden, die der Weise zwar nicht vor der Zeit abreißt, aber, wenn die darunter keimende Vernunftseinsicht herangereift ist, mit schonender Hand entfernt. Nach diesen Grundsätzen hatte er auch die Tochter erzogen, und keine Pflicht zu verletzen geglaubt, wenn er das Christenkind vom Judenthum aus auf eine Stufe brächte, die ebenso auch das Ziel einer vernünftigen christlichen Erziehung hätte sein müssen, obwohl sie es, wie Nathan die Christen zu kennen glaubte, schwerlich gewesen sein würde.

Während so Recha, wie Blanda von Filneck jetzt hieß, bei dem weisen Nathan, den sie für ihren wirklichen Vater hielt, in den besten Händen sich befand, war ihr um mehrere Jahre älterer Bruder in Deutschland, nicht ohne einige, wenn auch unbestimmte, Kunde von dem abenteuerlichen Lebensgange seines Vaters, herangewachsen, dem Tempelorden, wie sein Oheim, einverleibt worden, und mit dessen Namen, Rurd von Stauffen, genannt, zuletzt in das gelobte Land gekommen, um gegen die Sarazenen zu kämpfen. Hier warteten eben die Templer mit Ungeduld auf den Ablauf des Waffenstillstandes, der die Kämpfe hemmte, und kaum hatte dessen letzte Stunde geschlagen, so suchte ein Corps derselben die Burg Tebuin zu ersteigen; allein der Streich mißglückte, ihrer zwanzig wurden gefangen, davon neunzehn enthauptet, nur Rurd allein, wie durch ein Wunder, von Saladin begnadigt. Man wollte wissen, dem Sultan sei eine Ähnlichkeit zwischen dem jungen Ritter und einem längst verlorenen Bruder aufgefallen, er sollte bei seinem Anblick Thränen im Auge gehabt haben; doch hatte er den Begnadigten bald aus dem Gesicht verloren, der sich nun als des Sultans Gefangener, wie er sich betrachteten mußte.

in Jerusalem und sonst im Lande thatlos und darum mißmuthig umhertrieb.

Um diese Zeit begab es sich, daß der reiche und weise Jude, Recha's vermeintlicher Vater, in Handelsgeschäften eine Reise nach Babylon zu machen hatte; daß während seines Abseins in seinem Hause bei Nacht eine Feuersbrunst ausbrach, so heftig und gefährlich, daß Recha nahe daran war, zu verbrennen. Da führt der Zufall den unbeschäftigten Tempelherrn herbei, er hört aus der Flamme um Hilfe rufen, und, zu kühner, wackerer That stets aufgelegt, rettet er das Mädchen. Aber spröde und trotzig von Natur und jetzt noch überdies durch die Hemmung seiner kriegerischen Thätigkeit verstimmt, will er von Dank nichts wissen, und jetzt auch nachher den durch Recha's Gesellschafterin ihm wiederholt überbrachten Einladungen die beharrlichste, nicht eben artige Ablehnung entgegen.

So verständig Recha von ihrem Pflegevater erzogen war, so war sie doch ein junges Mädchen und von der Natur wohl, mithin auch mit reger Einbildungskraft ausgestattet, die überdies von ihrer christlichen Gesellschafterin Daja nur gar zu reichlich genährt und aufgereggt wurde. Ein Jüngling in weißem Mantel hatte sie, als ihr eben in Qualm und Rauch das Bewußtsein vergehen wollte, in starkem Arm aus der Glut getragen und war eben so bald in der Menge verschwunden; nachher hatte man ihn unter den Palmen um das heilige Grab bisweilen wandeln sehen, aber im Hause hatte er sich auf keine Botschaft stellen wollen, und in den letzten Wochen hatte er sich gar nicht mehr sehen lassen. Was Wunder, daß sich in der Phantasie der noch von dem Todesschreck angegriffenen Recha der Jüngling in einen Engel, der weiße Mantel in dessen Flügel, ihre natürliche Rettung in ein Wunder verwandelte; daß ihr Zustand zuletzt an ein magnetisches Hellssehen streifte, worin sie den heimkehrenden Vater bei geschlossenen Augen in die Ferne hin wahrnehmen konnte.

Alles bisherige liegt unserem Drama als Vorhergegangenes im Rücken und wird gelegentlich erzählt: hier, mit Nathans Zurückkunft, eröffnet sich die dramatische Handlung selbst. Von dem Brand in seinem Hause hat er auf dem Wege schon gehört; von der Gefahr und Rettung seiner Tochter erfährt er durch die

Dienerin und gleich darauf durch sie selbst. Aber er erfährt auch, daß ihr noch die Gefahr droht, in Schwärmerei zu verfallen, und daß ihm die Gefahr droht, von der bigotten geschwätzigen Daja, die um Recha's wahre Herkunft weiß, als ein Jude, der ein Christenkind seiner väterlichen Religion entfremdet hat, denunziert zu werden. Beiden Gefahren tritt er, der einen als kluger und reicher, der andern als weiser und guter Mann entgegen, indem er der Dienerin das schwaghafte Gewissen mit Geschenken stopft, der Tochter aber über die Grundlosigkeit und mehr noch über das Schädliche und Verwerfliche der Grille, die sie sich in den Kopf gesetzt, die Augen in einer sokratischen Katechese öffnet, deren Spitze der goldene Spruch bildet:

Begreiffst du aber,
Wie viel andächtig schwärmen leichter, als
Gut handeln ist? wie gern der schlaffste Mensch
Andächtig schwärmt, um nur — ist er zu Zeiten
Sich schon der Absicht deutlich nicht bewußt —
Um nur gut handeln nicht zu dürfen?

Indem kommt sein alter Freund und Schwachgenosse, der Derwisch, ihn zu begrüßen, und Nathan ist nicht wenig überrascht, den weltverachtenden Mönch als Finanzminister des Sultans wieder zu finden. Al Hafi zeigt sich in seiner Gesinnung unverändert, ist auch eines Postens, den Saladin's verschwenderische Freigebigkeit zu keinem leichten macht, bereits überdrüssig und warnt nicht undeutlich seinen Freund vor den Anlehen, die der großmüthige Sultan bei ihm zu machen Lust bekommen könnte.

Da zeigte sich mit einem Male der lange verschwunden gewesene Tempelherr wieder unter den Palmen; doch ehe ihn noch die, bis Nathan sich umgekleidet, an ihn vorausgeschickte Daja erreicht, hat sich schon ein Klosterbruder, im Auftrage des Patriarchen, an ihn gemacht. Dieser Klosterbruder geht den Tempelherrn auch näher an, als beide wissen. Er war vor achtzehn Jahren der Reitknecht gewesen, der das wenige Wochen alte Kind, des Tempelers Schwesterchen, dem Nathan überbracht hatte. Der Welt überdrüssig, war er später Einsiedler in der Nähe von Jericho geworden; war dann arabischen Räubern, die ins Land fielen und seine Zelle zerstörten, mit Noth entflohen, und lebte

jetzt in Anwartschaft auf die nächste Vakatur einer Einsiedelei auf dem Tabor, als Laienbruder in einem Kloster zu Jerusalem, wo ihn der Patriarch zu allerhand Kommissionen brauchte, die dem ehrlichen Manne eben nicht nach dem Sinne waren. So jetzt die Aufforderung, die er dem Tempelherrn bringen soll, einen Brief mit der Darlegung von Saladins Kriegsplan, den der Patriarch ausgekundschaftet hatte, an den König Philipp von Frankreich zu bestellen; ja noch besser, mit dessen Handreichung den Saladin, wenn er sich wieder, wie er pflegte, mit geringer Begleitung nach dem Libanon zu seinem Vater begeben würde, zu überfallen und aus dem Wege zu schaffen. Einen solchen Antrag, an dem Manne, der, wenn auch im Kriege sein Gegner, doch persönlich sein Wohlthäter und Lebensretter war, zum Verräther, ja zum Mörder zu werden, weist der Jüngling mit Abscheu zurück, und läßt in dieser Stimmung Daja mit ihrer abermaligen Einladung in das Judenhaus noch derber als sonst abfahren.

In den Palast des Sultans geführt, wo wir diesen mit seiner Schwester Schach spielen sehen, eröffnet sich uns hierauf ein Blick in die großmüthige, vorurtheilsfreie Denkart, aber auch in die Finanznoth, die hier herrscht. Durch das Ausbleiben des ägyptischen Tributs ist der Schatz völlig trocken gelegt; es ergibt sich, daß schon seit Monaten Prinzessin Sittah den ganzen Sultanischen Hofhalt aus ihrer Privatschatulle bestritten hat; eine Anleihe ist nicht zu umgehen, und Desterdar Al Hafi soll sie negoziiren. Aber wo wird er einen Darleiher finden, da Saladin zwar als großmüthiger Geber, doch nicht ebenso auch als pünktlicher Zahler bekannt ist? Da fällt dem Sultan der ihm von Al Hafi so oft gerühmte Nathan ein. Vergbens sucht Al Hafi durch allerhand Winkelzüge, indem er ihn auf einmal als überaus geizig darstellt, den Schlag von dem Freunde abzulenken; von der Schwester, die des Derwischs Verlegenheit bemerkt hat, überredet, beschließt Saladin, den Juden zu sich zu bescheiden.

Dieser ist unterdessen selbst gegangen, den Tempelherrn aufzusuchen, den er noch unter den Palmen spazierend findet. Das Außere des jungen Mannes behagt ihm; sein Blick, sein Gang erinnern ihn — er weiß nur nicht gleich, an wen? Natürlich ist es sein längst verstorbener Freund, des Jünglings Vater.

Der Empfang von Seiten des Templers ist, wie zu erwarten war, so rauh und abweisend wie möglich; aber einen Nathan schlägt man nicht so leicht aus dem Felde wie eine Daja; eine Zeit lang ringt Nathans Feinheit und Geist mit des Ritters Stolz und Sprödigkeit, bis endlich Beide auf dem Boden derselben freien Denkart in Sachen der Religion sich begegnen, und nun der Ritter nicht länger widerstehen kann. Er verspricht, Nathan zu besuchen, seine Tochter kennen zu lernen; er nennt ihm seinen Namen, freilich nicht den väterlichen, sondern den des Oheims; aber Nathan, dem die Verwandtschaft beider Häuser, die Zusammengehörigkeit beider Namen bekannt ist, glaubt nun auch sicher zu sein, daß die Aehnlichkeit, die ihm an dem jungen Manne vorhin so aufgefallen war, sich auf Wolf von Filneck und keinen andern beziehe. Da er zugleich noch des Näheren erfährt, wie der Tempelherr, der Lebensretter seiner Tochter, sein Leben der Gnade des Sultans verdankt, so trifft dessen Botschaft, die ihn vorbezeichnet, in ihm auf die willfährigste Stimmung, Alles, was Saladin von ihm verlangen würde, zu thun; während Al Hafi, außer sich, die Aufmerksamkeit des geldbedürftigen Sultans von dem Freunde nicht haben abwenden zu können, dessen Ruin er vor sich zu sehen glaubt, Amt und Land im Stiche läßt und sich aufmacht, zu den Feueranbetern am Ganges zu ziehen.

Der Besuch, den sofort der Tempelherr der von ihm geretteten Recha macht, fällt zwar beiderseits höchst befriedigend aus, wirkt aber doch entgegengesetzt. Während der Tempelherr, das Aufkeimen einer mit seinem Ordensgelübde unverträglichen Leidenschaft fürchtend, ziemlich abgebrochen davon eilt, ist Recha umgekehrt über die Ruhe verwundert, die sie, seit sie den Tempelherrn nun genauer gesehen und gesprochen, bei aller Bärtlichkeit für diesen, in ihr Gemüth eingezogen findet. Der Templer ist ja ihr Bruder: das weiß sie zwar noch nicht, aber in der ruhigen leidenschaftlosen Zuneigung, die sie für ihn empfindet, zeigt sich, ihr selbst noch unbewußt, die Ahnung davon.

Im Empfangszimmer des Sultans bereitet sich jetzt die Scene mit Nathan vor, nicht ohne Beschämung Saladins über die Rolle des Fuchses, in welche die schwesterliche Intriguenlust ihn hineingetrieben. Er soll dem Juden dadurch eine Falle stellen, daß er ihm die von der Geldangelegenheit scheinbar ganz

abliegende Frage nach der vorzüglichsten Religion vorlegte, die aber, der Jude mochte sie beantworten, wie er wollte, ihn in des Sultans Hände geben mußte. Gab er als Jude der jüdischen Religion den Vorzug, so hatte er den Islam beschimpft und mußte zahlen; erhob er den Islam über die anderen, so mußte er folgerichtig Muselman werden oder zahlen; und ähnlich ließ sich die Sache wenden, falls er dem Christenthum den Preis zuerkannte. Aus dieser Schlinge zieht sich nun Nathan, wie Melchisedek im Decameron, durch die Erzählung von den drei Ringen, doch mit einer Abweichung von Boccaccio, von der wir später noch werden reden müssen. Aber auch die Wirkung, welche die Erzählung auf Saladin macht, ist bei Lessing in dem Verhältniß eine tiefere, als bei ihm der Sultan für den Inhalt der Erzählung sich tiefer als bei Boccaccio interessirt. Bei diesem bewundert er nur die Klugheit und Geistesgegenwart, mit der sich der Jude der ihm gelegten Schlinge zu entziehen gewußt hat, und statt ihm Gewalt anzuthun, entdeckt er ihm nun offen sein Bedürfniß und erhält mit freiem Willen des Juden, den er zu seinem Freunde macht, das Darlehn. Bei Lessing dagegen ist Saladin von dem tiefen Sinn der Erzählung betroffen, erkennt in Nathan den Eingeweihten einer religiösen Einsicht, die auch in seinem Innern lebt; einen solchen um Geld zu pressen, widersteht ihm so sehr, daß er ihn mit der bloßen Bitte um seine Freundschaft entlassen will, und daß nun Nathan seinerseits, unter dem Vorwand, als wäre es ihm um eine sichere Anlage für seinen Baarvorrath zu thun, ihm dasjenige anbieten muß, was der Sultan erst mit List und Gewalt von ihm zu erhalten entschlossen gewesen. Dieser nimmt sein Anerbieten an, wird aber bald darauf durch das Einlaufen des ägyptischen Tributs in den Stand gesetzt, seine Schuld bei Nathan wieder abzutragen. Die Erwähnung, welche in jener Unterredung Nathan von dem Tempelherrn, als dem Retter seiner Tochter, macht, ruft dem Saladin den von ihm begnadigten Jüngling ins Gedächtniß zurück, und er entläßt den Juden mit dem Auftrag, ihn zu ihm zu schicken.

Schwer mit sich selbst und seiner neuen Leidenschaft kämpfend, doch zuletzt zu kühnem Entschluß und freudiger Hoffnung aufgerichtet, hatte unterdessen der Tempelherr unter den Palmen auf Nathan gewartet. Dessen Aufforderung, mit ihm in sein

Haus zu treten, begegnet er mit der Weigerung, seine Tochter jemals wiederzusehen, wenn ihm der Vater nicht verspreche, daß er sie für immer solle sehen können; und wie Nathan noch nicht verstehen will, wirft er sich, sein Gefühl nicht länger bemeisternd, ihm als seinem Vater um den Hals. Da wirkt es nun wie ein Guß kalten Wassers auf den glühenden Jüngling, daß Nathan ihn nicht als Sohn, sondern als lieben jungen Mann anredet; daß er gegen seine Werbung um die Tochter, die er bisher hervorrufen zu wollen geschienen, jetzt Bedenklichkeiten äußert, erst wissen will, was für ein Stauffen sein Vater gewesen u. dergl. mehr. Das Alles hält der Ritter für Ausflüchte, hinter denen sich die Abneigung des Juden verstecke, dem Christen seine Tochter zu geben; er kann ja nicht ahnen, daß seine auffallende Aehnlichkeit mit Wolf von Filneck, also die Vermuthung, er möge nicht, wie er vorgab, Konrads von Stauffen, sondern Filnecks Sohn, mithin Recha's Bruder sein, den Alten so schwierig macht. Vergeblich ist daher dessen Bitte nur um eine kleine Frist, vergeblich seine Versicherung, daß er ihm ja noch nichts abgeschlagen habe: wie Nathan den Tempelherrn verläßt, ist dieser mit dem Aufruhr von Liebe, gekränktem Stolz und bösem Argwohn im Herzen, ganz in der Verfassung, wo auch ein edleres Gemüth dem Versuchter bloßsteht, wenn ein solcher zu ihm tritt.

Und wirklich tritt er alsbald zu ihm in der Person der Daja, welche, wie sie von den Schwierigkeiten hört, die ihr Herr der Werbung des Ritters entgegenstellt, das Geheimniß von Recha's wahrer Herkunft nicht länger bei sich behalten kann. Das bringt des Tempelers Zorn gegen Nathan zum Ueberfließen. Wie? der Jude ist nicht einmal ihr Vater, und will die Christin dem Christen vorenthalten? hat es selbst ihr vorenthalten, daß sie Christin ist? Es wird Mittel geben, ihn zu zwingen, und wenn — der Patriarch helfen müßte. Wie ein warnender guter Geist tritt ihm in den Kreuzgängen des Klosters, wohin seine Leidenschaft ihn alsbald führt, der ehrliche Laienbruder entgegen: umsonst; der Patriarch kommt, und glücklich, daß ihm der Mann gleich nicht gefällt, glücklich, daß der Mann seine schon abgewiesenen abscheulichen Anträge auf Verrath und Meuchelmord zum Heil der Christenheit wiederholt: so trägt ihm der Tempelherr den Handel von dem Juden, der ein Christenkind als Südin

erzogen, doch nur als ein Problem, einen gesetzten Fall, ohne Nennung eines Namens vor, und durch des Pfaffen zudringliches Inquiriren und sein, allen Vorstellungen von des Juden Verdienst um das Mädchen herzlos wiederholtes: „Der Jude wird verbrannt“ wird er vollends so weit zur Besinnung gebracht, daß er mit dem Patriarchen nichts mehr zu schaffen haben will, sondern sich anschickt, der Vorladung Saladins zu folgen.

Dieser, durch ein von Sittah aufgefundenes Bild seines verstorbenen Bruders so eben aufs Günstigste vorbereitet, empfängt den Tempelherrn als den ihm in seinem Lebensherbste frisch und jung wiedergeschenkten Assad und fordert ihn auf, als Christ oder Muselmann, ganz wie er wolle, bei ihm zu leben; worauf der Jüngling mit Freuden eingeht. Aber daß zwischen diesem und Nathan es keineswegs so steht, wie er nach des Letztern Reden hätte voraussetzen dürfen, vernimmt der Sultan mit Befremdung, vernimmt als Ursache die abgewiesene Werbung und mit Mißfallen den Schritt zum Patriarchen, den der Jüngling in der Leidenschaft gethan, den er übrigens mit den besten Versprechungen für seine Wünsche entläßt. Auch Sittah, die dem Gespräch des Bruders mit dem Tempelherrn verschleiert zuhört, ist von dessen Ähnlichkeit mit dem Bilde betroffen (des vor zwanzig Jahren Verschollenen selbst sich noch zu erinnern, war nach des galanten Dichters Voraussetzung die Prinzessin zu jung, die Schwester, die ihn so lieb gehabt, war eine ältere gewesen), und für seine Verbindung mit Recha interessirt sie sich als Frauenzimmer vergestalt, daß sie von dem Bruder die Erlaubniß auswirkt, das Mädchen unter schicklichem Vorwande zu sich holen zu lassen.

Bei dem Patriarchen ist mittlerweile der Wink des Tempelherrn nicht verloren gewesen. Er hat den Klosterbruder beauftragt, den Juden mit dem angenommenen Christenkinde aufzuspüren, und da der Klosterbruder kein anderer, als der ehemalige Ueberbringer des Rittertöchterleins an Nathan ist, so kann er sich schon denken, um wen es sich handelt. Er eilt also zu Nathan, erinnert ihn der Sache, bedeutet ihn warnend, daß es ein Tempeler gewesen, der den Handel beim Patriarchen angebracht, setzt ihn aber auch durch ein Brevier, das er von seinem verstorbenen Herrn noch bewahrt, und worin dieser seine Angehörigen eingeschrieben hatte, über des Tempelherrn Abkunft ins Klare, daß

nämlich seine Vermuthung richtig, der Jüngling Silnek's Sohn und Recha's Bruder ist. Der Tempelherr, wie er den Klosterbruder von Nathan weggehen sieht, hat kein ganz gutes Gewissen; namentlich beim Patriarchen angebracht hat er Nathan wohl nicht; was er gleichwohl gethan hat, bittet er ihm jetzt ab, indem er es aus der Kränkung durch Nathan's kaltes Zurückweichen erklärt, und seine Werbung um das Mädchen, sie möge nun Christin oder Jüdin, Nathan's oder eines Andern Tochter sein, wiederholt. Aber sein Befremden erneuert sich, wird von Neuem zur Entzündung, als ihn jetzt Nathan auf Verwandte, namentlich einen Bruder des Mädchens verweist, die sich vorgefunden, und von denen nun die Einwilligung zu holen sei, und besonders auf den Bruder wird er bitterböse, so merklich ihm auch Nathan andeutet, daß er selbst dieser Bruder ist. Ihn zu treffen, gehen sie in den Sultanspalast, wo sie Recha bei Sittah finden, und wo, nachdem auch Saladin dazugekommen, sich Alles aufklärt, der Templer und Recha sich, nicht ohne anfängliche Bestürzung des ersteren, als Geschwister, Saladin und Sittah sie als Kinder ihres verstorbenen Bruders erkennen, und so Jude, Christen und Muhamedaner sich als wiedergefundene Glieder Einer Familie umfassen.

Das also wäre die Fabel des Nathan, und daß sie rührend sei, hat Lessing gewiß nicht mit Unrecht von ihr gerühmt. Daß sie außerdem in der Darstellung, die er ihr gegeben, einen poetischen, ja, im scharfen Unterschiede von seinen übrigen Dramen, in gewissem Sinne sogar romantischen Eindruck mache, daß uns aus ihr etwas von dem Zauberhauch des Orient anwehe, ist von Andern mit nicht minderm Recht hervorgehoben worden. Ob sie aber auch möglich, ob sie wahrscheinlich ist, und zwar zuerst geschichtlich wahrscheinlich? Da Saladin, und zwar als Herr von Jerusalem, eine der Hauptpersonen des Dramas ist, so bildet die Zeit vom Jahre 1187, in dessen Herbst Saladin jene Stadt eroberte, bis zum Jahre 1193, in dessen Frühling er starb, den Rahmen, in welchem die Handlung des Stückes fallen muß; da aber darin außerdem die Könige Philipp, d. h. Philipp August von Frankreich und Richard von England als anwesend im gelobten Lande erwähnt werden, so zieht sich jene Zeit auf die des dritten, oder je nachdem man zählt, vierten Kreuzzuges, und zwar auf das Jahr 1191 zusammen, da nur während eines Theils von

diesem Jahre beide Könige in Palästina waren. Doch sagt Lessing, den in seiner Dramaturgie hierüber aufgestellten Grundsätzen getreu, in einer handschriftlichen Bemerkung zu dem Entwurfe des Nathan, im Historischen habe er sich über alle Chronologie hinweggesetzt, und die Anspielungen auf wirkliche Begebenheiten sollen nur den Gang des Stückes motiviren.

Fragen wir also, ob sich überhaupt zur Zeit der Kreuzzüge, und näher des vierten Kreuzzugs, Charaktere wie die unseres Schauspiels denken lassen, so hat sich der Dichter selbst in dem Entwurf einer Vorrede zu einer zweiten Auflage des Nathan auf den hohen Stand der jüdischen und mohamedanischen Bildung zu jener Zeit berufen, und insbesondere zu bedenken gegeben, daß der Nachtheil (wie er sich ausdrückt), welchen geoffenbarte Religionen dem menschlichen Geschlechte bringen, einem vernünftigen Manne zu keiner Zeit auffallender müsse gewesen sein, als zur Zeit der Kreuzzüge; ein solcher vernünftiger Mann aber sei, verschiedenen Andeutungen der Geschichtschreiber zufolge, eben ein Sultan gewesen. In der That lag in den Kreuzzügen, bei aller Feindseligkeit, womit die beiden Religionen auf einander plagten, doch zugleich etwas Ausgleichendes. Wie die troischen und achäischen Helden bei Homer, so tauschten jetzt Ritter und Sarazenen neben den Stößen und Streichen zugleich Achtung und Anerkennung. Besonders in Richard Löwenherz und Saladin standen sich zwei ebenbürtige Helden gegenüber, von denen überdies, genau genommen, der sarazenische der edlere war. Freiwilliger Uebertritt selbst hochgestellter Männer von einer Partei und Religion zur andern war nicht unerhört. Ein Tempelritter aus England, Robert von St. Alban, ging zu Saladin über, nahm eine Verwandte von ihm zur Frau und kämpfte fortan gegen die Christen. Richard Löwenherz machte sich kein Bedenken, einen Vetter Saladin's zum Ritter zu schlagen. Das Heirathsprojekt zwischen Saladin's Bruder Malek el Adel und Richard's Schwester (sie war die Witwe König Wilhelms II. von Sicilien), wovon Lessing's Saladin im ersten Auftritt des zweiten Aktes spricht, ist ganz geschichtlich, wenn auch nichts daraus geworden ist. Was aber die innere Freiheit der religiösen Denkart betrifft, so muß man sich erinnern, welcher Kezereien später die Tempelherren, eben in Folge ihres Verkehrs mit den Muhamedanern im Orient,

beschuldigt worden sind; Beschuldigungen, die zwar aus böser Absicht ins Fragenhafte übertrieben, doch sicher nicht ganz aus der Luft gegriffen waren. Und schon lange vor dem Prozeß gegen die Templer, schon im vierten Jahrzehnd nach der Zeit, in welcher unser Drama spielt, kam in dem zweiten Hohenstaufischen Friedrich ein Kaiser in das gelobte Land, der sich mit den sarazenischen Fürsten besser als mit den christlichen Ritterorden zu stellen mußte, ja dem die gemeine Sage das Lästerbuch von den drei Betrügern (de tribus impostoribus), das nur die Rehrseite der Geschichte von den drei Ringen bildet, zuschreiben konnte. Daß also irgend ein Jude, ein Tempelherr und ein Sultan jener Zeit so gedacht haben können, wie Lessing sie im Nathan denken läßt, unterliegt historisch genommen keinem Anstand; ob es dem Dichter ebenso freistand, auch der bestimmten geschichtlichen Persönlichkeit Saladin's die gleiche Denkart zu leihen, wird sich uns wohl zeigen, wenn wir nun die einzelnen Charaktere des Stückes in Absicht auf ihren innern Bestand und ihre Bezüge zu einander in Betrachtung ziehen.

Unter diesen steht derjenige, von welchem das Stück den Namen hat, voran. Es ist eine alte Annahme, daß Lessing den Charakter des Nathan nach dem seines Freundes, des jüdischen Philosophen Moses Mendelssohn, gebildet habe. Allein vergeblich sieht man sich nach bestimmten individuellen Zügen, die sich beiderseits entsprechen sollen, um. Nur die allgemeine Stimmung der sittlichen Ruhe und Milde, die auf Nathan's Thun und Sprechen liegt, kann an Mendelssohn erinnern; dessen kränkliches, gedrücktes Wesen aber in seinem angeblichen Nachbilde ohne jeden Nachklang geblieben wäre. Nathan ist von Hause aus eine ideale Figur, die Verkörperung einer Idee. Diese Idee ist keine andere, als die des religiösen Standpunkts, auf welchem Lessing stand, die Idee der Humanität, der allem Dogmenwesen entwachsenen, in Liebe thätigen Vernunftreligion; und insofern könnte man eher Lessing selbst, als Mendelssohn, in der Person des Nathan wiederfinden. Jedenfalls gibt die Solidarität der Denkart, die zwischen dem Dichter und seinem Helden stattfindet, dem Bilde des Letzteren eine Lebenswärme, die dasselbe für sich schon über die Sphäre einer todten Abstraktion erhebt. Es kommt aber hinzu, daß diese Idee von dem Dichter in den Körper und das

Wesen eines Juden gesenkt ist. Dazu veranlaßte ihn zunächst die Erzählung des Boccaccio; dessen Melchisedek nun aber zum Nathan zu idealisiren, war ihm allerdings durch seine Bekanntschaft mit Mendelssohn besonders nahe gelegt. „Welch ein Jude!“ sagt der Tempelherr von Nathan — „und der so ganz nur Jude scheinen will!“ Dies ist auch ein Wink für den Zuschauer; freilich nicht, in Nathan's Sprache den jüdischen Dialekt anklingen zu lassen, wie dies mit grober Verkennung des Unterschiedes zwischen dem idealen Schauspiel und der Komödie schon geschehen ist; aber eine gewisse Schlaueit, die Menschen herumzuholen, ein sich Schmiegen und Kleinmachen, um seine Zwecke, die freilich bei ihm die reinsten und höchsten sind, zu erreichen, auch in seiner Ausdrucksweise neben der dialektischen Schärfe eine Neigung zu Bild und Gleichniß, sind ächt orientalisir-jüdische (Lepteres allerdings auch wieder persönlich Lessingische) Züge, die der im Nathan dargestellten Idee zu einer sehr bestimmt ausgeprägten Verkörperung verhelfen. Erinnerte uns oben die Erzählung von den drei Ringen an die Geschichte mit den drei Kästchen im Kaufmann von Venedig, so wird man kaum umhin können, bei dem Juden des Lessing'schen Stück's an den des Shakspeare'schen, freilich als das reine Widerspiel von jenem, zu denken. Wie in Shylock der Jude den Menschen nahezu aufgezehrt hat, so ist bei Nathan umgekehrt der Jude bis auf wenige formelle Spuren im Menschen aufgegangen.

Auch das Bild Recha's, das in leichteren Umrissen gezeichnet ist, kommt doch durch die Situationen, in die sie gesetzt wird, zu aller wünschenswerthen Bestimmtheit und Lebendigkeit. Zart ohne schwächliche Empfindsamkeit, geistreich und gebildet ohne eitles Bücherwissen; wie sie sich bald zeigt, ist im Zeitpunkt ihres ersten Auftretens ihr Gemüth der Kampfplatz, auf welchem Vernunft und Schwärmerei sich bekämpfen; nachdem sie hierauf an dem heimgekehrten Vater sich leicht aus diesem Strudel herausgehoben, löst sie die Aufgabe, die sich ihr nun stellt, eine leidenschaftliche Neigung zu reiner Schwesterliebe zu läutern, schon im Voraus mit dem ahnenden Instinkt einer tiefen und reinen Natur; und wehrt sich endlich gegen den Versuch, sie ihrem bisherigen Vater, neben dem sie von keinem andern wissen will, zu entfremden, mit einer Wärme, einer Leidenschaft, die der schönste



Lohn für Nathan, der gütigste Beweis ist, daß er seine Liebe und Sorge an sie nicht verschwendet hat.

Ihre Gesellschafterin Daja weiß sich viel mit ihrer Würde als Christin und Kreuzfahrerswitwe; es sei ihr nicht an der Wiege gesungen worden, daß sie nur darum ihrem Ehegemahl nach Palästina folgen würde, um da ein Judenmädchen zu erziehen. Recha bezeichnet sie einmal als eine von den Schwärmerinnen, die den einzig wahren Weg zu Gott zu wissen wähnen und sich gedrungen fühlen, Jeden, der dieses Wegs verfehlt, darauf zu lenken. Im handschriftlichen Entwurfe des Nathan behandelt sie der Tempelherr, wie sie ihn ins Haus des Juden ladet, geradezu als Kupplerin; diesen Zug hat der Dichter, als dem hohen Styl seines Schauspiels unangemessen, in der Ausführung vermischt; aber als eine Art geistlicher Kupplerin hat er Daja selbst gezeichnet; wirklich verbindet sich ja ihr Projekt, Recha der Christenheit wiederzugeben, bald mit einem eigentlichen Heirathsprojekt, und so kann es ihr an einem doppelten Kuppelpeß, einem irdischen und einem himmlischen, nicht fehlen. Auf dem Grund einer gutmüthigen, aber gemeinen Natur mischen sich Bigotterie, Neugier und Geschwägigkeit mit wirklicher Anhänglichkeit für ihren Bögling auf eine Weise, die diese in der Oekonomie des Stückes unentbehrliche Mittelperson zugleich zu einer höchst ergötzlichen Figur macht.

Von dem Patriarchen, so dick und roth und freundlich der Prälat auch ist, findet sich der Tempelherr gleich beim ersten Anblick abgestoßen. „Wär' nicht mein Mann!“ sagt er vor sich hin. Dieser Patriarch von Jerusalem ist eine geschichtliche Person; er hieß Heraklius, und in einer der schon erwähnten handschriftlichen Notizen bedauert Lessing, daß derselbe in seinem Stücke noch bei Weitem so schlecht nicht erscheine, wie in der Geschichte. Daß nämlich dieser Kirchenfürst zugleich ein höchst sittenloser Mensch war, der mit der Königin Sybille von Jerusalem im anstößigsten Verhältniß lebte, und ein feiger Mensch, der in der Stunde der Gefahr das heilige Kreuz, das er im Heere zu führen hatte, einem Andern überließ, hat der Dichter als nicht zu seinem Zwecke gehörig bei Seite gelassen, um den Mann mit einfachen, aber um so stärkern Zügen nur als Hierarchen, als das Urbild eines Pfaffen, wie er nicht sein soll, zu zeichnen. Wie er sich in einem

Brünke gefällt, der einem christlichen Seelenhirten übel ansteht, so liegt ihm auch alles Andere eher als das Heil der ihm anvertrauten Seelen am Herzen; er hat seine Hände in allen politischen Händeln; er weiß Alles auszukundschaften und sucht Alles an verborgenen Fäden zu seinen Zwecken zu lenken. Diese Zwecke laufen, wenn man ihn hört, alle in dem Wohl der Christenheit, in der größeren Ehre Gottes, zusammen; was zu diesem Zwecke zu thun sei, das hat der Laie vom Priester, vom Bischof, zu vernehmen, und seiner Anweisung wie der Stimme eines Engels ohne viel Grübeln zu gehorchen; vor diesem höchsten Gebot hat jede scheinbar entgegenstehende Pflicht als eitle Vorpiegelung der sich überhebenden Vernunft zurückzutreten; selbst Verrath und Mord sind nicht nur erlaubt, sondern Pflicht, wenn zur größeren Ehre Gottes der Priester sie vorschreibt. Daß hinter dieser größeren Ehre Gottes nur die größere Ehre der Hierarchie, hinter dem Wohl der Christenheit nur das Wohlsein der Pfaffheit steckt, versteht sich bei dergleichen Mitteln von selbst. Einem solchen Hierarchen ist dann natürlich am Christenthum das äußere Bekenntniß die Hauptsache; mag der Jude das Christenkind, menschlich genommen, noch so gut erzogen haben, da er es nicht nach dem christlichen Katechismus erzogen hat, so kann ihm jenes nichts helfen, er wird verbrannt; und hat er es vollends in gar keiner positiven Religion, nur rein vernünftig erzogen, so ist das noch schlimmer; lieber ein falscher Glaube, als gar kein Glaube: dabei hofft der Priester auch den weltlichen Machthaber zu fassen; er will ihm begreiflich machen, wie gefährlich selbst für den Staat es ist, wenn der Mensch nichts glauben darf. Mit ähnlichen Gründen hatte Melchior Göze gegen Lessing als den Herausgeber der Fragmente die weltliche Obrigkeit aufgerufen; auch die fast komisch aus dem Zeitkostüm fallende Aeußerung des Patriarchen über das Theater (IV, 2) erinnert an Göze's Eifern gegen diese Anstalt: kein Wunder, daß damals alle Welt mit Fingern auf den Hauptpastor von Hamburg als das Urbild des Patriarchen im Nathan deutete. Und da, so lange es Kirchen gibt, gewiß jedem Zuschauer oder Leser ein geistlicher Würdenträger aus seiner Nähe einfallen wird, der demselben zum Verwechseln ähnlich sieht, so wird der Patriarch immer eine populäre, auch für den Schauspieler dankbare Figur bleiben.

Wie dem Pharisäer in Christi Gleichnißreden der Böllner, dem Priester und Leviten der Samariter, so steht in Lessing's Drama dem Patriarchen der Klosterbruder gegenüber. In ihm, dem geringen Knecht, der nicht einmal lesen kann, hat der Dichter alles Beste und Liebenswürdige des Christenthums, alle Demuth, Duldung, Milde und Herzens-einfalt zur Anschauung gebracht. Der Klosterbruder ist einer von den geistig Armen, denen das Himmelreich gehört. Er ist einfältig; spöttlich nennt ihn der Tempelherr in seiner anfänglich etwas hochfahrenden Art „einen verschmitzten Bruder“, und auch der langmüthige Nathan wird bei seinem weitschweifigen Erzählen ungeduldig; aber der weise Nathan bemerkt auch, daß seine Einfalt fromme, nicht dumme Einfalt ist. Solche fromme Einfalt pflegt nicht allein mit einem zarten Gefühl für Recht und Unrecht verbunden zu sein, sondern wir bemerken an ihr nicht selten sogar eine Art von ehrlicher Schlaueit, mit der sie die Arglist der Klugen durchschaut und zu Schanden macht. So stellt sich der Klosterbruder unverkennbar einfältiger an, als er ist. Als der Templer das Vorhaben äußert, freilich in einer ziemlich pfäffischen Sache, wie er sich ausdrückt, in Bezug auf den Juden nämlich, der ein Christenkind unterschlagen, den Patriarchen — der Ritter den Pfaffen — um Rath zu fragen, wie treffend ist der Einwurf:

Gleichwohl fragt der Pfaffe

Den Ritter nie, die Sache sei auch noch
So ritterlich —

und diesen Einwurf macht der Klosterbruder. Bei einem solchen Manne kann es unmöglich Dummheit sein, wenn er des Patriarchen Auftrag an den Tempelherrn so ungeschickt ausrichtet, diesen sich und seinem Auftraggeber so in die Karten sehen läßt, sondern es ist wohlmeinende Absicht, um den unerfahrenen jungen Mann auf die Falle recht aufmerksam zu machen, die er ihm stellen soll. Er richtet seine Aufträge aus, weil Klosterleute ihren Oberen Gehorsam schuldig sind; aber er ist es wohl zufrieden, wenn ihm dergleichen Aufträge, wie der Patriarch sie ihm gibt, mißlingen, wie denn auch in der Regel der Fall ist. Wundern muß man sich dabei freilich, wie der kluge Priester sich fortwährend eines so ungeeigneten Werkzeugs bedienen mag; wenn der

Tempelherr einen guten Pfiff der Schurkerei darin sieht, sich die Einfalt als den unverdächtigsten Spion vorauszuschicken, so gibt er damit doch eigentlich nur die ästhetische Wirkung des Contrastes an, den die Zusammenstellung dieser beiden Figuren auf uns macht, ohne uns ihr Verhältniß im Drama psychologisch begreiflich zu machen.

Zu den christlichen Figuren des Schauspiels gehört endlich noch der Tempelherr. Sein Aeußeres, den drallen Gang, den guten, trotzigen Blick, die Gewohnheit, die Augenbraunen mit der Hand zu streichen, beschreibt uns Nathan, wie er ihm zuerst nahe tritt. „Ein Jüngling wie ein Mann!“ sagt er und meint, in der rauhen, bittern Schale des Sonderlings stecke sicher kein eben solcher Kern. Der Tempelherr ist eine Jünglingsnatur von der besten Art: leidenschaftlich, aufbrausend, voll Stolz und Troß, aber auch voll Muth und Edelsinn. Wir werden an den Tellheim in der Minna von Barnhelm und seine schroffe Ehrenhaftigkeit erinnert, und werden durch beide an Lessing selbst erinnert; denn es sind Züge seiner eigensten Natur, womit er hier die Geschöpfe seiner Phantasie ausstattet. Der Tempelherr ist im Abendland unter Christen erzogen, hat aber im gelobten Lande, wie er sagt, schon manche Vorurtheile abgelegt; gerade an den blutigen Religionskämpfen, die er hier theils mitgefochten, theils mitangesehen, ist es ihm klar geworden, daß es fromme Naserei ist, seinen Gott als den vermeintlich besten der ganzen Welt aufdrängen zu wollen; hat er sich zu einem religiösen Standpunkt emporgeschwungen, auf dem er sich mit Nathan begegnet. Aber er ist noch der brausende Jüngling, noch nicht der im prüfungsvollen Leben geläuterte Mann; daher kommt es, daß, wie ihm Nathan mit seinem Zurückweichen in Betreff Mecha's unverständlich wird, er alsbald den Christen gegen den Juden herauskehrt, wüthend wird, daß der Jude sich einfallen lasse, der Christenheit eine Seele abjagen zu wollen, und kein Bedenken trägt, den geistlichen Fanatismus, den er doch selbst von seiner schlimmsten Seite kennen gelernt hat, gegen ihn zu Hülfе zu rufen. Dies thut er freilich nur im Sturm der Leidenschaft; er thut es nicht ganz, sondern weicht zurück, sobald ihm im Gespräch mit dem Patriarchen zum Bewußtsein kommt, mit welcher Macht er sich da habe verbinden wollen; und er gesteht hernach seinen Fehler

dem Nathan mit gewinnender Aufrichtigkeit. Aber wie fein ist es von dem Dichter, daß er die schönen Reden:

Es sind

Nicht Alle frei, die ihrer Ketten spotten,

und:

Der Aberglauben schlimmster ist, den seinen
Für den erträglichsten zu halten —

daß er diese Reden den Tempelherrn in Bezug auf Nathan führen läßt, während sie diesen doch gar nicht, sondern vielmehr ganz nur den Redenden selber in seinem damaligen Beginnen treffen.

Werfen wir zuletzt auch noch auf die muhamedanische Personengruppe einen Blick, so ist Saladin ganz das, was Lessing in der Dramaturgie von einer geschichtlichen Figur im Drama verlangt: nämlich „das poetische Ideal von dem wahren Charakter, den die Geschichte dem Manne jenes Namens beilegt.“ Die Herrschergröße, der Hochsinn, die Großmuth und Freigebigkeit, bei äußerster persönlicher Genügsamkeit, der Wahlspruch: Ein Kleid, Ein Pferd, Ein Gott! sind, neben aller kriegerischen Wildheit und Härte, die übrigens im Stücke gleichfalls angedeutet werden, historische Züge an Saladin. Mit der religiösen Weitherzigkeit und Toleranz, die ihm der Dichter beilegt, ist es freilich nicht so ganz richtig. Saladin war ein strenger, eifriger Muselman; den heiligen Krieg gegen die Ungläubigen betrachtete er als seine Lebensaufgabe; er verachtete die Dichter, verabscheute das weltliche Wissen, und einen Philosophen, der sich einfallen ließ, am ungeeigneten Orte bedenkliche Spekulationen auszutramen, ließ er kurzweg greifen und erdroffeln. Das sieht nicht sehr nach Toleranz aus. Doch waren die Fälle nicht ganz selten, wo der Mensch in ihm über den Muselman den Sieg davon trug. Als die in Jerusalem eingeschlossenen Christen ihn bei dem gemeinsamen Vater des Menschengeschlechts um Gnade beschwören ließen, hörte er es mit Ehrfurcht an und schonte nach der Uebergabe ihr Leben. Daß er bei seinem Tode Almosen unter die Befenner der drei Religionen zu gleichen Theilen habe auspenden lassen, davon wissen freilich nur abendländische Geschichtschreiber: doch die Erzählung des Decameron von den drei Ringen, die, wie so viele

Stücke dieser Sammlung, aus älteren Quellen stammt, zeigt uns, wie früh sich eine derartige Vorstellung über Saladin festgesetzt hatte, an welche dann der Dichter mit allem Fug seine Darstellung anknüpfen konnte.

Erscheinen in Sittah des Bruders Tugenden in weiblicher Form, nur mit Beimischung einiger weiblichen Intriguenlust wieder, so ist der Derwisch eine um so originellere Figur. Aus einem Brief von Zelter an Goethe wissen wir, daß ein jüdischer Rechenmeister, Namens Abram, der ein Zimmer in Mendelssohn's Haus bewohnte und von Lessing um seiner Diogenesnatur willen geschätzt war, das Modell zum Al Hafi gewesen; doch so, daß im zweiten Auftritt des zweiten Aufzugs in der Scene mit dem Schachspiel eine Anekdote von einem andern Berliner Sonderling, dem Schachtünstler Michel, auf ihn übertragen worden. Uebrigens sind Al Hafi's Edelmuth und Unabhängigkeitsfinn, seine Verachtung der Glücksgüter bei aller Einsicht in ihre Unentbehrlichkeit, seine Lust, all den Plunder abzuwerfen, um rein der Contemplation zu leben, zugleich ganz Lessing'sche Züge; dieser wollte ja auch Al Hafi's Schicksal nach seinem raschen Abgang am Schlusse des zweiten Actes in einem Nachspiel: Der Derwisch, zum Abschluß bringen, das freilich nicht mehr zur Ausführung gekommen ist.

Ueber die Idee oder den Zweck seines Nathan hat sich der Dichter wiederholt und deutlich ausgesprochen. Wenn unter tausend Lesern, schrieb er an seinen Bruder, nur Einer daraus an der Evidenz und Allgemeinheit seiner Religion zweifeln lerne, so sei ihm das genug. Weniger schneidend und verneinend drückte er sich in dem schon erwähnten Entwurf einer Vorrede zum Nathan aus. „Wenn man sagen wird,“ bemerkt er hier, „dieses Stück lehre, daß es nicht erst von gestern her unter allerlei Volk Leute gegeben, die sich über alle geoffenbarte Religion hinweggesetzt hätten, und doch gute Leute gewesen wären; wenn man hinzufügen wird, daß ganz sichtlich meine Absicht dahingegangen sei, dergleichen Leute in einem weniger abscheulichen Lichte vorzustellen, als in welchem der christliche Pöbel sie gemeiniglich erblickt: so werde ich nicht viel dagegen einzuwenden haben.“ So ist auch in dem handschriftlichen Entwurf des Stück's der Inhalt der Scene im fünften Act, zwischen Sittah und Recha, oder, wie sie

im Entwurf heißt, Rachel, mit den Worten angegeben: „Sittah findet an Rachel nichts, als ein unschuldiges Mädchen, ohne alle geoffenbarte Religion, wovon sie kaum den Namen kennt, aber voll Gefühl des Guten und Furcht vor Gott.“

Im Stücke selbst muß die Stelle, wo dessen Idec und Tendenz zu Tage tritt, begreiflich vor Allem die Erzählung sein, um welche sich, als den Kern des Ganzen, alle übrigen Theile krystallisirt haben: die Erzählung von den Ringen. Bei Boccaccio schließt sie, wie wir gesehen haben, mit der Rußanwendung: jedes der drei Völker glaube in seiner Religion das wahre göttliche Vermächtniß zu haben; wer es aber wirklich habe, darüber sei, wie über die Ringe, die Frage noch unentschieden. Bei diesem bloß verneinenden, oder doch skeptischen Ergebnis bleibt Lessing nicht stehen. Nachdem sein Richter die hadernden Söhne wegen Mangels an Entscheidungsgründen von seinem Stuhl gewiesen, fällt demselben noch etwas ein, wodurch am Ende doch noch eine Entscheidung zu erzielen sein dürfte. Außerlich, an Stoff und Gestalt, sind die Ringe nicht zu unterscheiden, so viel steht fest. Das heißt, so verschieden im Uebrigen die drei Religionen sind, so sind sie es doch, wie Nathan sagt,

von Seiten ihrer Gründe nicht.

Denn gründen sich nicht alle auf Geschichte?

und muß nicht Geschichte

allein auf Treu'

Und Glauben angenommen werden?

und

wessen Glauben zieht man denn

Am wenigsten in Zweifel? Doch der Seinen?

In Bezug auf die äußeren geschichtlichen Beweise, will Lessing sagen, hat keine der drei Religionen vor der andern etwas voraus. Eine wie die andere nimmt die Wahrheit ihrer Grundthatfachen auf Treu und Glauben der von ihr heilig gehaltenen Erzähler an. Wenn es der Christ, der Jude, mit der Glaubwürdigkeit seiner heiligen Bücher so streng nehmen wollte, wie er es mit der Glaubwürdigkeit des Koran nimmt, oder mit dieser so gelind wie mit jener: so möchte wohl auf der einen Seite das

Einmal so wenig, das Anderemal so viel übrig bleiben, als auf der andern.

Doch damit ist bei Lessing die Sache noch nicht abgethan. Im Decameron gibt der Ring dem Vorzeiger das Recht auf die Erbschaft des Vaters und den Vorrang unter seinen Brüdern. Bei Lessing hat er außer seiner vorweisbaren äußern Gestalt noch eine innere geheimnißvolle Kraft, die Kraft, vor Gott und Menschen angenehm zu machen. Eine magische Kraft dieser Art läßt sich weder nachmachen, noch kann sie ohne Wirkung bleiben. Demjenigen von den drei Brüdern, der den ächten Ring besitzt, kann die Liebe der beiden andern unmöglich fehlen, sie müßten sich ihm freiwillig unterordnen. Streiten sie statt dessen unter einander, zeigt sich Keiner im Besitz der Kraft, die Herzen der beiden andern zu gewinnen, so folgt, daß Keiner den ächten Ring hat, daß dieser verloren gegangen ist, und die sie haben alle falsch sind. Diese magische Kraft ist die moralische Wirksamkeit der Religion. Wenn der Richter die Söhne auffordert, der Kraft des Steins in ihrem Ring mit Sanftmuth, mit herzlichem Vorträglichkeit, mit Wohlthun, mit innigster Ergebenheit in Gott zu Hülfe zu kommen, so geht hier das Bild in seine eigene Auslegung über: diese Tugenden, als die sittlichen Wirkungen der Religion, sind es eben, was durch die magische Kraft des Steines im Ring abgebildet wird. In ihnen, nicht in den äußern, geschichtlichen Gründen, liegt der untrügliche Beweis für die Wahrheit einer Religion. Diejenige Religion wird die wahre sein, nicht deren Stifter angeblich das übermenschlichste Wesen war, die meisten Wunder gethan und die unbegreiflichsten Geheimnisse gelehrt hat, sondern die, welche die besten Menschen und die meisten guten Menschen macht.

Daß das die eine so gut könne wie die andere, der Islam z. B. so gut wie das Christenthum, hat Lessing nirgends gesagt. Nur das hat er gesagt, daß es in keiner unmöglich und daß in jeder eben dies die Hauptsache sei. Noch weniger ist darin, daß als Vertreter des Judenthums und des Islam nur reine Charaktere hingestellt sind, während auf Seiten des Christenthums dem ehrlichen Klosterbruder der abscheuerthe Patriarch, die zweideutige Daja und der leidenschaftliche Tempelherr gegenüberstehen — ich sage, noch weniger sei hierin eine Absicht Lessings zu

suchen, das Christenthum den beiden andern Religionen gegenüber in Nachtheil zu setzen. Sondern die reinen Charaktere sind in allen drei Religionen nur diejenigen, welche und so weit sie über den Buchstaben ihrer Religion zum Geiste, über das Dogma zum sittlichen Kerne hindurchgedrungen sind; den rabbinisch orthodoxen Juden, den starrgläubigen Muselman würde der Dichter ebenso schwarz gemalt haben, wie den christlichen Patriarchen, wenn es in seinem Plane gelegen hätte, auch im Gebiete der beiden außerchristlichen Religionen diese Schattenpartien auszuführen. Allein da er zunächst nur auf Christen wirken wollte, brauchte er auch nur diese zu demüthigen, nur aus ihrer Mitte warnende Figuren aufzustellen, während er aus den beiden andern Religionen beschämende Charaktere ihnen gegenüberstellte. Nicht das also ist die Moral von Lessing's Nathan, daß die drei Religionen an Werth und Wahrheitsgehalt einander gleich seien, sondern daß in einer wie in der andern der dogmatische Buchstabe tödte, und nur der sittliche Geist lebendig mache. Welche von ihnen dieses Geistes mehr und diesen Geist reiner habe, das sollen sie durch moralischen Wettstreit, nicht durch fanatischen Glaubenseifer zur Entscheidung zu bringen suchen.

„Ich habe nie verlangt,“ läßt der Dichter seinen Saladin an der Stelle sprechen, wo er dem Tempelherrn freistellt, ob er als Christ oder Muselman bei ihm leben wolle:

Ich habe nie verlangt,
Daß Allen Bäumen Eine Rinde wachse.

Indem er so die Religionsform, das unterscheidende Bekenntniß, für die bloße Rinde, für das dem innern Lebenssaft, der sittlichen Gesinnung gegenüber gleichgültige Aeußerliche erklärt, stellt sich Lessing freilich mit dem, was gewöhnlich Frömmigkeit heißt, in geraden Gegensatz. Zwar darf man nicht vergessen, daß es die Muhamedanerin ist, wenn Sittah von den Christen sagt:

Ihr Stolz ist, Christen sein, nicht Menschen. Denn
Selbst das, was noch von ihrem Stifter her
Mit Menschlichkeit den Aberglauben würgt,
Das lieben sie nicht weil es menschlich ist:
Weil's Christus lehrt, weil's Christus hat gethan.
Wohl ihnen, daß er ein so guter Mensch

Noch war! Wohl ihnen, daß sie seine Tugend
 Auf Treu und Glauben nehmen können! Doch
 Was Tugend? Seine Tugend nicht, sein Name
 Soll überall verbreitet werden; soll
 Die Namen aller guten Menschen schänden,
 Verschlingen. Um den Namen, um den Namen
 Ist's ihnen nur zu thun.

Ich sage, man darf nicht vergessen, daß es des Sultans Schwester ist, die so spricht; allein, ein Weniges von der Schärfe und Bitterkeit abgezogen, ist es doch Lessing's eigenes Urtheil über das, was er um sich her als christliche Frömmigkeit sah und an den meisten Orten noch heute als solche sehen würde. Was dieser gegenüber sein Standpunkt ist, das legt er dem Nathan in den Mund, indem er ihn zum Tempelherrn sprechen läßt:

Sind Christ und Jude eher Christ und Jude
 Als Mensch? Ach, wenn ich einen mehr in Euch
 Gefunden hätte, dem es genügt, ein Mensch
 Zu heißen!

So hat Schiller Rousseau darum gelobt, daß er „aus Christen Menschen geivorben“ habe, und Lessing selbst verheißt in seiner „Erziehung des Menschengeschlechts“ ein neues ewiges Evangelium, zu dem sich die Schriften des neuen Bundes nur als Elementarbücher verhalten werden.

Auf die Vorwürfe einzugehen, die man gegen diesen Standpunkt Lessing's von Seiten einer strengern — oder engeren — religiösen Denkart erhebt, wäre hier nicht am Orte; lieber lassen Sie mich über einige ästhetische Ausstellungen, die man an seinem Drama gemacht hat, schließlich noch ein paar Worte sagen. Man hat ein Mißverhältniß darin gefunden, daß es, ursprünglich auf den großen geschichtlichen Konflikt zwischen christlichem Fanatismus und reiner Vernunftreligion angelegt, zuletzt auf die ordinäre Nührung eines bürgerlichen Familienstücks auslaufe. Allerdings ist es eine Familie, die sich am Schlusse, vermöge einer jener Wiedererkennungen, in denen schon Aristoteles eines der wirksamsten dramatischen Motive sah, aus der Zerstreung wieder zusammenfindet; aber was für eine Familie? Eine Familie, die ihre Angehörigen bei den drei Religionen herum verzettelt hatte, und sie nun wieder sammelt, nicht unter den Fittigen einer bestimmten

positiven Religion, sondern in den Armen der Einen allgemeinen Religion, der Religion der Vernunft und Humanität, deren versprengte und sich entfremdete Kinder die einzelnen Religionen sind. Durch diese gewissermaßen symbolische Bedeutung der Personen und Schicksale in unserem Drama erlebte sich auch der Tadel, den die Wendung am Schlusse erfahren hat, daß zwei Liebende sich als Geschwister erkennen, sich folglich entsagen müssen. Dem Dichter wäre es ein Leichtes gewesen, durch eine kleine Wendung seiner Fabel das Paar als liebendes zu beglücken, wenn er es seiner Absicht gemäß gefunden hätte. Allein eben weil sein Absehen über alles Persönliche hinausging, durfte er es nicht. Er muß jede sinnliche Befriedigung versagen, um desto nachdrücklicher auf die ideelle hinzuweisen, die er uns gewähren will.

Doch eben diese ideelle, gedankenhafte Haltung des Schauspiels hat man getadelt, hat mehr Handlung und Kampf darin gewünscht. Der Patriarch, hat man gesagt, hätte müssen gegen den Juden zum Aeußersten schreiten, der Tempter in einem Augenblick furchtbarer Gefahr als Retter Nathan's auftreten und dadurch zugleich seine eigene Läuterung, seine Erhebung aus dem Dunkel des religiösen Vorurtheils vollenden. Dieser Tadel hat viel Einleuchtendes, ja er ist, den Nathan nur als Drama schlechtweg betrachtet, nicht zu widerlegen. Draftischer, erschütternder wäre das Stück sicher geworden, hätte der Dichter die Kräfte, die er darin in Bewegung setzt, ganz entfesselt in ihrer vollen Macht auf einander stoßen und eine an der andern zerbrechen lassen, als so, wo es vom Vorsatz zur wirklichen That gar nicht kommt, das Feuer schon als Funke wieder erstickt wird. Allein durch eine solche Aenderung wäre, selbst bei glücklichem Ausgang, der ganze Charakter, die ganze Grundstimmung des Lessing'schen Stücks alterirt worden. Diese Grundstimmung ist die Selbst- und Sieges-Gewißheit der Vernunft, das heitere Licht, das jede Wolke in sich verzehrt, keine sich zum verderblichen Gewitter zusammenballen läßt. In dieser Stimmung erscheinen Wahn und Finsterniß schon im Voraus als besiegt; die Waffen fallen den Gegnern, indem sie sie ergreifen wollen, aus den Händen; selbst ein Fürst der Finsterniß, wie der Patriarch, wird zur machtlosen, halbkomischen Figur, fast wie in den kirchlichen Schau-

spielen des Mittelalters der wirkliche Fürst der Finsterniß zu erscheinen pflegte. Den Kampf, können wir sagen, hatte Lessing in seinen Streitschriften wider Göze vorweggenommen: im Nathan, der zu diesem Kampfe das Nachspiel bildet, wollte er nur noch die Versöhnung geben, gleichsam den Triumphgesang der Vernunft über den Wahn, des Lichtes über die Finsterniß anstimmen. Dabei mußte natürlich, wie der Streit ein Streit um Gedanken gewesen war, so auch in dem versöhnenden Schauspiel der Gedanke überwiegen, konnte die Handlung überhaupt nur so weit zur Entfaltung kommen, als es zur Unterlage des idealen Elementes nöthig war. In diesem „dramatischen Gedicht,“ wie er den Nathan, seiner freieren Form wegen, im Unterschied von der strenger geschlossenen des eigentlichen Dramas nannte, — in diesem dramatischen Gedicht wollte Lessing nicht bloß, wie im eigentlichen Drama geschieht, durch Mitleid und Furcht unsere Leidenschaften, sondern zugleich durch ausdrückliche Belehrung unsere Vorstellungen reinigen: der Nathan ist, mit Einem Wort, ein didaktisches Drama.

Die didaktische Poesie genießt in der neueren Aesthetik wenig Gunst, sie gilt nicht als volle, ächte Poesie, und daher fürchtet man wohl, dem Nathan zu nahe zu treten, wenn man ihn ein didaktisches Drama nennt. Allein vor Allem, lassen wir uns doch ja durch Worte nicht irre machen. Schiller's Glocke ist auch in gewissem Sinne ein didaktisches Gedicht, nur lyrisch-didaktisch, wie der Nathan dramatisch: und doch ist sie eine Perle der Dichtung, die Niemand auf die Reinheit ihrer poetischen Abkunft inquiriren wird. Ist die Art keine reine, so muß die einzelne Dichtung desto bedeutender sein, die uns diesen Mangel der Art vergessen macht. Wollten wir alle dergleichen gemischte Erzeugnisse auf dem Boden der Kunst etel von der Hand weisen, so brächten wir uns um eine Reihe gerade der originellsten Schöpfungen des menschlichen Geistes. Die Natur, indem sie ihre Gaben austheilt, lehrt sich an unser doktrinäres Fachwerk nicht. Sie legt Platon's philosophischem Geiste ein Stück von einem Poeten zu, und er schreibt seinen Phädon, sein Gastmahl, Basterbe nach dem System, unvergleichbar herrliche, ganz einzige Produkte für jeden gesunden, unbefangenen Sinn. Sie weiß in Schiller den Dichter durch den Philosophen und Redner zu ergänzen, und er

